

Niederrheinische Musik-Zeitung

für Kunstfreunde und Künstler.

Herausgegeben von Professor L. Bischoff. — Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Nr. 15.

KÖLN, 15. April 1854.

II. Jahrgang.

Musicalische Zustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerica.

II.

(S. Nr. 14.)

Die Möglichkeit für den Fremden, sich als Musiklehrer im Innern der Staaten niederzulassen und Vermögen zu erwerben, liegt in dem Mangel an einheimischen Künstlern in den westlichen Staaten und in den hohen Preisen, welche für die Lehrstunden bezahlt werden. Wundern werden Sie Sich vielleicht darüber, dass in America, wo Alles nur auf Gelderwerb zielt, die Musiker des Landes die Gelegenheit nicht nutzen, selber die Städte des Binnenlandes auszuheuten, dass sie fast ohne Concurrrenz, welcher doch hier Alles anheimfällt, den Ausländern die reiche Aërnte überlassen. Allein alle, die nur irgend etwas in einer Kunst leisten oder zu leisten glauben, drängen sich in die grossen Städte des Küstenlandes, namentlich in New-York, Boston und Philadelphia, zusammen, und es ist damit hier gerade so, wie in Frankreich, wo eine Menge von Künstlern es vorzieht, lieber in Paris kümmerlich zu leben oder zu verhungern, als in der Provinz ein reichliches Auskommen zu suchen.

Und dann fehlt es freilich an Musiklehrern überhaupt, d. h. an einiger Maassen tüchtigen, um dem Bedürfnisse zu genügen, und die Americaner gestehen selbst ein, dass im Allgemeinen der musicalische Unterricht von den Fremden abhängig ist. Vor 28 Jahren that die Stadt Boston die ersten Schritte zur Förderung der Kunst durch die Gründung einer Akademie der Musik, welche seitdem den Zweck, Musiker und Musiklehrer zu bilden, mit Eifer und Glück verfolgt hat. Dieses ist aber auch die einzige musicalische Lehranstalt in den Vereinigten Staaten, welche diesen Namen nach europäischen Begriffen verdient, und welche wirklich etwas leistet. Seit 1838 ist in derselben Stadt der Gesang-Unterricht auch in den Schulen eingeführt worden; aber leider hat dieses gute Beispiel noch wenig Nachahmung gefunden.

Die städtischen Behörden von Boston haben sich stets sehr bereitwillig zur Unterstützung der Sache gezeigt. Der Gesang-Unterricht wird in neunzehn Schulen ertheilt, und die Stadt verwendet zur Besoldung der Lehrer, Anschaffung der Hülfsmittel zum Unterrichte u. s. w. jährlich 2500 Dollars. Es sind fünf Lehrer dafür angestellt; sie werden vom *Committee on Music* geprüft und ernannt, das Gehalt eines jeden beträgt 125 Dollars jährlich. Sie sind verpflichtet, in jeder Schule wöchentlich je zwei Lectionen, jede von dreissig Minuten, zu geben und — eine echt americanische Bestimmung — für ein Piano zur Begleitung selbst zu sorgen. Bis jetzt ist der formelle Nutzen dieser Einrichtung, die Weckung und Nahrung des musicalischen Sinnes, für bedeutender anzuschlagen, als der materielle Erfolg. Die Jugend behält die Liebe oder wenigstens die Liebhaberei an der Kunst, auch wenn sie die Schulen verlassen hat, und so besitzt Boston jetzt drei grosse Gesang-Vereine, von denen zwei 300 Mitglieder ein jeder zählen, die sich aus den Schulen stets ergänzen.

Dass der Americaner an dergleichen Anfänge sanguinische Hoffnungen auf die Zukunft knüpft, kann man ihm nicht verargen, der da täglich sieht, wie in so vielen anderen Hinsichten hier in fünf bis zehn Jahren sich Dinge vollenden, wozu Europa halbe Jahrhunderte brauchte. Nur vergisst er, dass es mit dem geistigen Fortschritte eine andere Sache ist, als mit dem materiellen und industriellen! In den Wunsch, der in der neuesten Nummer der new-yorker *Musical Review*, herausgegeben von den Gebrüdern Mason, ausgesprochen wird: „Wir hoffen es zu erleben, dass jeder Schullehrer verpflichtet werde, Musik-Unterricht zu geben, und dass keiner für anstellungsfähig erklärt wird, der nicht eben so gut Gesang als Arithmetik und Geographie lehren kann; dass ferner in jeder Schule eine Orgel sei und auf jeder höheren Schule und Akademie ein Lehrstuhl für Musik“ — in diesen Wunsch stimmt gewiss Jeder gern mit ein. Aber was sagen Sie zu Folgendem, das ich Ihnen, um die hiesige Art und Weise zu charakterisiren, ebenfalls ausschreiben muss:

„Wenn in jeder Stadt, auf jedem Dorfe Musik in der Schule gelehrt wird, dann soll man bald die rühmsthesten Erfolge sehen! Denn wir sind von der Natur mit eben so guten Stimmen und mit eben so viel musicalischem Sinne ausgestattet, als irgend ein anderes Volk. Es ist Unsinn, anzunehmen, dass musicalische Bildung oder musicalisches Talent von italiänischem Himmel oder deutschem Sauerkraut und Lagerbier abhängig sei. Mit einer volksmässigen und demokratischen musicalischen Erziehung, gefördert von der hebenden Kraft unserer freien Institutionen und der Thätigkeit des americanischen Geistes, werden wir am Ende alle Nationen auf der Welt eben so sehr an musicalischer Bildung und Würdigung übertreffen, als wir dieses bereits an Reichthum natürlicher Hülfquellen thun.“
 — Nun, Glück auf die Fahrt, und vor allen Dingen hinreichenden Proviant mitgenommen — denn etwas lang dürfte sie doch bis zu jenem Ziele dauern, und „Sauerkraut und Lagerbier“ sich dabei als ganz unentbehrlich zeigen!

Eine gewisse Eifersucht gegen die deutschen Musiker bricht an vielen Orten aus, und sie ist leider nicht nur durch die Talente und Kenntnisse derselben, welche bei der Masse der Bevölkerung, so wie bei den wahren Kunstfreunden die grösste Anerkennung finden, hervorgerufen, sondern auch durch das Leben und Treiben von Vielen unter ihnen, das ich bereits oben geschildert habe. Auch in den grösseren Städten des Küstenlandes kommt manches vor, was vor strengem Richterstuhle nicht bestehen kann, aber freilich durch den Geist des Landes und durch die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, entschuldigt wird. So existirt z. B. in Boston ein deutscher Musik-Verein, welcher alle Sonnabende öffentliche Proben hält, wobei der geräumige Saal stets voll ist, und wo man auch wirklich gute Musik macht. Aber an ein aufmerksames Publicum ist nicht zu denken; auf 3300 Zuhörer kommen 3000 Damen. Von diesen steht, wie ein etwas hoshafter Zeitungs-Artikel neulich sagte, die grosse Hälfte in zärtlichem Verhältnisse mit den Orchester-Mitgliedern, „diesen glänzenden Geschöpfen mit den zierlichen Cravaten, fleckenlosen Westen und wunderbar weissen Händen, prächtigen Backenbärten, diesen Apollo-Gestalten, diesen Adepten der Liebe und Tonkunst“. Die andere Hälfte geht hin, um gute Freunde und Bekannte zu treffen und um sich den Spass anzusehen. Es ist eine angenehme Unterhaltungsstunde, wo man anknüpft, fortspinnt und überhaupt sich amusirt. Es gehört freilich eine grosse Resignation dazu, um bei so fortwährendem Geflüster, Gewisper und Gekicher

Mendelssohn'sche Ouverturen und Beethoven'sche Sinfonien aufzuführen! Aber die Luft in America ist sehr ansteckend — hier zu Lande resignirt sich Alles und zu Allem, wenn's nur was einbringt.

Dass die eben erwähnten Aussendinge auch zum Besuche der Gesang-Vereine sowohl in Boston als in New-York sehr viel beitragen, lässt sich nicht läugnen. Namentlich in New-York sind die Bemühungen, Gesang-Vereine aus wahrer Liebe zur Sache zusammen zu bringen, sehr langsam im Fortschreiten und sehr oberflächlich in ihren Erfolgen. Grosse Aufführungen von Cantaten und Oratorien, wie in Deutschland und England, finden selten Statt und werden noch seltener anerkannt und richtig gewürdigt. Dazu kommt, dass die Dilettanten eine grosse Scheu vor dem öffentlichen Auftreten haben; diese Scheu zu überwinden, bemüht sich hier und da die Presse, aber meiner Meinung nach oft auf verkehrte Weise. Wenn z. B. ein musicalischer Schriftsteller, dessen edles Streben offenbar aus seinen Artikeln hervorgeht, unter Anderem ausruft: „Männer und Frauen ohne moralische Grundsätze, unfähig zu irgend einer religiösen Stimmung (!), welche im Theater und in der Oper Sonnabend-Nachts singen, sollen den Preis des Herrn am Sonntag in der Kirche verkünden?“ — so ist eine solche Herabsetzung der Künstler eine Herabwürdigung der Kunst selbst, zumal bei einem americanischen Publicum, welches ohnehin von Sectirerei auf der einen und von Mangel an Kunstsinn auf der anderen Seite nur zu sehr in die Ansicht gedrängt wird, die Künstler als Hanswürste zu betrachten, welche für Geld alle mögliche Faxen machen.

Doch ich komme auf Erfreulicheres zurück, wovon ich Sie besonders zu unterhalten mir vorgenommen hatte, nämlich auf die Lichtseite der musicalischen Zustände in den grossen Städten des Küstenlandes.

Dass unser Gold die höchsten Kunst-Berühmtheiten hieher zieht, und selbst die verwöhntesten Damen die Seekrankheit nicht scheuen, haben die Lind, die Sontag, die Bosio, die Alboni, die Hayes u. s. w. bewiesen. Das Virtuosenhum haben wir mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, seiner künstlerischen Bedeutung und seinem marktschreierischen Humbug sattsam kennen gelernt, und wer in dieser Beziehung hier noch dauernde und klingende Anerkennung finden will, muss wirklich ausgezeichnet sein. Mit dem Imponiren durch äussere Mittel ist es vorbei. Unversucht bleiben diese jedoch noch immer nicht. So erblickte man diesen Winter an einem schönen Morgen Anschlagzettel an allen Ecken in New-York, auf denen nichts

stand, als *Gabrielle de la Motte*, mit grossen rothen Buchstaben. Diese Art von kolossaler Visitenkarte fiel auf, und in der That war der Name bald in Aller Munde, eben weil man nicht wusste, was er bedeuten sollte. Einige Tage darauf wurde die Karte durch den Zusatz „*Pianiste*“ ergänzt, und endlich erschienen noch die Zusätze: „Schülerin von Marmontel, Thalberg, Liszt und Mendelssohn!“ Die Dame ist eine gute Clavierspielerin; allein das ist dem newyorker Publicum nicht mehr genügend — es will die besten Künstler haben. Alfred Jaell und August Gockel, und von Violinisten Ole Bull und der kleine Paul Julien haben besser ihre Rechnung gefunden. Uebrigens wimmelt es stets von Concertgebern, welche Sie aber nicht interessieren können. Gockel hat mehrere Concerte mit Beifall gegeben, nur wirft ihm die Kritik mit Recht vor, „dass er den Zuhörern unglücklicher Weise eine traurige Folge von eigenen Compositionen aufzwingt.“

Die Hauptträgerin der Orchester-Musik in New-York ist die philharmonische Gesellschaft, welche durch zahlreiche Mitglieder über bedeutende Geldmittel verfügt und deren Concerte Herr Eisfeld dirigirt. Das Orchester hat unter seiner Leitung ganz ausserordentliche Fortschritte gemacht, und man hört jetzt in diesen Concerten die Sinfonien und Ouverturen der grossen deutschen Meister mit einer Präcision und Sicherheit ausführen, welche vor zehn Jahren noch unmöglich gewesen wäre. Auch die Erzeugnisse der Gegenwart werden nicht ganz zurückgesetzt; gleich das erste Concert brachte Hector Berlioz's Ouverture zum König Lear und Spohr's Sinfonie „Die vier Jahreszeiten“. Für Berlioz suchte eine kleine Partei das Publicum zu fanatisiren, was aber nicht gelang. Spohr's Werk hatte einen *Succès d'estime*.

Die philharmonische Gesellschaft gab ihre Concerte in dem ungeheuren Saale der *Metropolitan Hall*; dies Gebäude wurde aber am 8. Januar binnen zwei Stunden ein Raub der Flammen. Bei dem furchtbaren Brande stand das Volk müssig und verhehlte seine Freude über den Einsturz der Mauern und Wände nicht im Geringsten. Woher diese Rohheit? Galt der Volkshass der Kunst, oder dem Capital, oder der Versicherungs-Gesellschaft? Ich weiss es nicht. Nur das ist gewiss, dass über die Entstehung des Feuers noch bis jetzt ein Geheimniss waltet. Die Concerte werden seitdem im *Tabernacle* gegeben. Das letzte, am 4. März, hatte folgendes Programm: Erster Theil: Sinfonie Nr 4 in *B*, Op. 20, von Niels W. Gade. Das Czaarenlied von A. Lortzing, gesungen von Herrn Julius Schumann. Concertino „Vergangenheit und Gegenwart“ für die Violine

von L. Spohr, Op. 110 Herr Joseph Burke. — Zweiter Theil: Ouverture zu Faust von L. Spohr. Romanze und Rondo vivace aus dem Clavier-Concerte in *E* von Chopin, Op. 11 Herr Richard Hoffmann. Arie aus Paulus von Mendelssohn — Herr J. Schumann. Sinfonie in *C*, Nr. 1, von Beethoven.

Ueber den gegenwärtigen Standpunkt und den Ton der hiesigen musicalischen Kritik werden Sie am besten urtheilen können, wenn ich Ihnen einen Auszug aus dem Berichte über dieses Concert in der *Musical Review* mittheile. Es heisst darin unter Anderem: „Die Ausführung der Orchesterstücke war ganz befriedigend. Die Sinfonie des dänischen Componisten Gade ist voll von Schönheiten und geistvoller Erfindung; schade, dass jeder Satz so kurz ist. In allen Compositionen, welche wir von ihm gehört haben, zeigt sich ein sehr gewandtes Talent für Form und Instrumentirung. Den grössten sinfonistischen Reiz des Abends brachte natürlich Beethoven, dessen einfach schönes Werk einen Genuss ohne allen Beigeschmack gab. Herr Schumann von Leipzig (?) trug das Czaarenlied gut vor mit einer kräftigen und wohlgebildeten Stimme, aber die Arie des Paulus mit geringerem Erfolg. Er sang sie unrein und brachte auch nicht immer den wahren Ausdruck zur Geltung. Wir rathen ihm, bei seinen Studien seine Gesichtsmuskeln besser zu beobachten, damit er vermeide, bei den hohen Noten Gesichter zu schneiden, als wenn der Geruch von limburger Käse ihm in die Nase stiege. Spohr's „Vergangenheit und Gegenwart“ kann dem grossen Publicum nicht gefallen; das Stück ist theils zu gelehrt, theils zu trivial. Hoffmann bekundete durch den Vortrag von Chopin einen wahrhaft grossen Fortschritt in Reinlichkeit des Spiels und besonders in der Zartheit des Ausdrucks; wenn er auch noch nicht ganz das ätherische Element Chopin's erreichte, so trug er ihn doch so reizend vor, dass eine Wiederholung stürmisch verlangt wurde.“

Für das nächste Concert ist eine neue Sinfonie von Friedr. Schneider (in *B*) angekündigt, welche der verewigte Meister express für die hiesige philharmonische Gesellschaft geschrieben, ihr gewidmet und kurz vor seinem Tode zugesandt hat*).

*) Wir erlauben uns, die americanische Presse zu ersuchen, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, dass Fr. Schneider kein Vermögen hinterlassen, und dass sich in Dessau ein Comite gebildet hat, um den Ertrag von Concerten entgegen zu nehmen, welche zu dem Zwecke veranstaltet werden, der Familie desselben das Eigenthum der ländlichen Besizung zu sichern, auf welcher er seine letzten Werke geschrieben hat. Die Redaction.

Die Gesellschaft hat im Publicum, besonders unter den Patrioten, auch ihre Gegner, weil sie statutmässig nur Compositionen von bereits anerkanntem Rufe, also vorzüglich deutsche, aufführt — Berlioz's Lear-Ouverture war die erste Concession an die neu-romantische Schule —, und weil sie eben deshalb den americanischen Componisten nicht die Pforten ihres Heiligthumes öffnet. Americanischen Componisten? werden Sie vielleicht mit Verwunderung ausrufen. O, wir haben deren bereits viele, welche nicht nur eine Menge von Liedern, Polkas und Walzern liefern, sondern auch Opern, Oratorien, Sinfonien und Ouverturen schreiben. Jullien, der bekanntlich mit seinem trefflichen Orchester hier eine Reihe von Concerten gegeben, hat diese Stimmung zu benutzen verstanden und führte in einem he-sonderen Concerte Compositionen von den Herren Fry und Bristow auf. Beide, besonders der letztere, sind hier sehr geschätzte Musiker, allein sie hatten es bis dahin nicht zu einer öffentlichen Aufführung ihrer nur im Manuscript vorhandenen Orchester-Werke bringen können. Eine Ouverture oder eine Sinfonie — gar eine Oper „Leonora“, wie Fry gethan — in der Atmosphäre, die man zu New-York athmet, zu schreiben, dazu gehört Muth, und dieser ist jedenfalls anzuerkennen. Von Genie kann bei beiden Componisten nicht die Rede sein, aber Talent ist da.

Fry hat Ideen und Phantasie, aber er versteht weder seine Gedanken thematisch fortzuspinnen und durchzuführen, noch die Form gehörig zu handhaben. Dabei ist er auf dem falschen Wege der darstellenden, malenden Musik; seine Sinfonie „Santa Claus“ ist ein unglücklicher Versuch, ganz formlos, voll Reminiscenzen, ohne Einheit der Idee und des Stils. Die zweite, „Das gebrochene Herz“, zeigt einen Fortschritt und hat Einzelheiten, welche von schaffendem Talente zeugen. Bristow arbeitet gründlicher, er kennt und achtet die Gesetze der Form und instrumentirt gut; aber seine Erfindung ist matt.

Die *Classical Quartet Soirees* von Eisfeld versammeln ein meist zahlreiches, stets elegantes und gebildetes Publicum. Man hört darin die Quartette von Haydn, Mozart, Beethoven (auch die späteren, z. B. Nr. 10 in E in der letzten Versammlung am 12. März), Onslow u. s. w. Auch Clavier-Musik ist nicht ausgeschlossen; ihre Ausführung steht, indem das Piano meist von Dilettanten gespielt wird, zwar nicht auf derselben Höhe, lässt sich jedoch ganz gut mit anhören. Zuweilen wird auch eine Arie oder eine Ballade gesungen.

In Boston sind sogar zwei Quartett-Cirkel, welche ebenfalls zahlreich besucht werden, der Mendelssohn-

Club und die Quintett-Matineen unter Leitung des Violinisten Eckhardt.

Die italiänische Oper in New-York, mit dem Unternehmer Marezek an der Spitze, ist nicht geradezu schlecht, kann aber doch den guten Geschmack keineswegs befriedigen. Der Unternehmer hat diesen Winter, um das ewige Einerlei der Bellini und Donizetti zu unterbrechen, Auber's „Stumme“ und Meyerbeer's „Propheten“ auf die Bühne gebracht. Die Aufführung der Stummen war unter aller Kritik, aber die Menge lief wegen der Ausstattung und des Ballettes hin. Der Prophet ging besser, hat aber nicht bedeutend gezogen. An deutsche Opern ist nicht zu denken. Für grössere Gesang-Musik ist der Geschmack überhaupt noch sehr im Argen. Oratorien werden selten gegeben und finden nur durch äussere begünstigende Verhältnisse ein Publicum.

Dr. F.

Wiener Briefe.

[Italiänische Oper — Die Vestalin — Veränderungen am Opern-Theater — Viertes Vereins-Concert — Concerte der Frau Jenny Lind-Goldschmidt — Schumann von der gesunden Sinnlichkeit der Wiener nicht verabscheut — Verein zur Unterstützung mittelloser Tonkünstler — Vermählungs-Festlichkeiten.]

Den 9. April 1854.

„O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie dringst du mir ins Herz hinein!“ — so sang neulich Jenny Lind und sprach damit die Stimmung aus, von welcher jetzt mehr oder weniger jeder wohlorganisirte Mensch erfüllt ist. Die Natur erwacht zu neuem Leben, und wer sich ihr innerlich nahe verknüpft fühlt, der zieht sich jetzt doppelt gern in sich selbst zurück, denn sie sprengt auch in ihm manche bisher verschlossene Knospe, und er freut sich des Keimens und Blühens und stört es nicht gern. Darum bin ich auch concert- und schreibemüde. Doch es gilt noch, zu sehen, was die letzten Strahlen der winterlichen Sonne beleuchtet.

Seit dem 1. April haben wir wieder italiänische Oper. Ich war noch nicht darin, freue mich aber schon im Vornhinein auf die mir noch vom verflossenen Jahre her wohl erinnerliche, unvergleichliche Leistung der Medori als Norma. Im Uebrigen aber hört man bisher von der diesjährigen Gesellschaft nicht das Rühmlichste. Die gestrige Vorstellung der Lucia di Lammermoor machte ein solches Fiasco, dass der erste Act ausgezischt, der zweite ausgelacht und der dritte vor einem leeren Hause abgesungen wurde. Die letzte That Cornet's war, wie ich Ihnen bereits geschrieben, die Wiederaufnahme der „Vestalin“ von Spontini.

Wenn es seine Absicht war, wie man mit Bestimmtheit annehmen muss, die Oper durchfallen zu lassen, um sich die oft ausgesprochene Mahnung an sie ein- für allemal vom Halse zu schaffen, so hat er dieselbe mit Hülfe einer derart in allen Theilen vernachlässigten und verpfuschten Aufführung erreicht, wie ich mich einer solchen nicht leicht erinnere. Zum Tadel des Einzelnen kommt man gar nicht, denn die Leistung war aus Einem Guss: das Orchester matt und farblos, die Chöre schläfrig und distonirend, die Ausstattung erbärmlich. Herr Steger, der schon überhaupt nicht singen kann, sang den Licinius, Frau Herrmann-Czillag misshandelte die Rolle der Oberpriesterin, Herr Beck, sonst wacker vorwärts schreitend, sang den Lucullus [?] mit ganz modernem Pathos. Am besten zog sich noch Frau Marlow aus der Schlinge, nur dass diese Julia ihrer ganzen Individualität zu heterogen ist, als dass ihr eine durchaus harmonische Lösung der Aufgabe möglich gewesen wäre. Kurz, die Oper wurde vollständig ruinirt; aber freilich muss man auch wissen, dass das Studium dieses Werkes mit drei Proben abgefertigt wurde, während man an Balle's „Keolante“ Monate lang kaute. Dennoch fühlte sich Director Cornet durch den begreiflicher Weise sehr heftigen Tadel der hiesigen Journale so indignirt, dass er zweien derselben für die Zukunft die üblichen Freikarten entzog!! Diese neue Erfindung, die Kritik für sich zu gewinnen, ist jedenfalls originel. An der Opernbühne sind mehrere Veränderungen vorgefallen. Der Capellmeister Reuling wurde pensionirt und an seine Stelle ist Eckert, der bekanntlich jüngst die Sontag auf ihrer Kunstreise in Nordamerica begleitete, getreten. Welche Resultate hieraus entspringen werden, steht zu erwarten. Frau Marlow ist bereits nach Stuttgart, dem Orte ihrer gegenwärtigen Bestimmung, abgereist, Staudigl aber, der Nestor unserer Bühne, seit einem Monate von derselben zurückgetreten.

Einen grossen Scandal gab es mit unserem vierten Vereins-Concert. Zur Aufführung in demselben war Mendelssohn's Paulus bestimmt. Man war auf dieses seit langen Jahren nicht mehr gehörte Werk ungemein gespannt, das Studium der Chöre war Monate lang vorbereitet, in den Proben ging Alles vortrefflich — da gefiel es plötzlich dem Director Cornet, die Mitwirkung Erl's und Frl. Tietjens' nicht zu gestatten, weil dieselben am Abende des zur Aufführung bestimmten Tages in der Oper beschäftigt wären!! War dieses ein Act der Rache, oder wie soll man sonst ein solches geradezu unerhörtes Verfahren commentiren? Zu verwundern ist nur, dass man gar kein Auskunftsmittel dagegen fand. Zwar wurden an der Stelle des Paulus ganz vor-

treffliche Werke geboten: Mozart's Sinfonie in *D*, Haydn's Chor „Der Sturm“ aus dem Oratorium Tobias und Mendelssohn's *A-dur*-Sinfonie, aber das war kein Ersatz für jenes hochbedeutende, lang' ersehnte Werk. Sehr zu bedauern ist es auch, dass der zweite Cyklus der Spirituel-Concerte nicht Statt findet, für welche höchst bedeutende Werke angesetzt waren, wie Händel's *Messias*, Einiges von Lotti und Durante, Schumann's Sinfonie in *B* u. A. Was die Leiter dieser Concerte zu solcher Sparsamkeit eigentlich veranlasst haben mag, kann ich nicht recht einsehen; doch gibt man als Hauptmotive die vorgerückte Jahreszeit, das angeblich erschöpfte Interesse des Publicums, die Collision mit den Concerten der Lind und mit den letzten Quartett-Sitzungen, das Zusammentreffen mit den grossen Hochzeits-Feierlichkeiten der Residenz, und was weiss ich mehr! an. Mag sein, doch muss man das Factum aufrichtig beklagen. Zu wundern wäre es freilich nicht, wenn bei der Ueberfülle an Concerten, welche uns dieser Winter brachte, das Interesse selbst für die vorzüglichsten bereits ermattet wäre. Im Augenblicke aber hält es Jenny Lind wacher als je. Bisher gab sie drei Concerte im k. k. grossen Redoutensaale, und wer diesen Saal kennt, der weiss, was es bedeuten will, wenn ich sage: er war jedes Mal bis in den letzten Winkel gefüllt. In dem ersten Concerte nun würde ich lügen, wenn ich behaupten wollte, einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck von der gefeierten Künstlerin empfangen zu haben. Ihr Stimmfonds, obwohl eigentlich nie glänzend und rein-schön, schien mir doch gar zu sehr herabgekommen, so dass dadurch die Wirkung jeder künstlerischen Intention beinahe paralytirt wurde, namentlich im getragenen Gesange. Nur den Vortrag des Taubert'schen Liedes: „Ich muss nun einmal singen“, welches eigentlich kein Lied ist, muss ich ausnehmen. Hier, wo das Charakteristische, in genialer Auffassung ausgeprägt, vorwaltet, wo weniger die Stimme an sich als das in Betracht kommt, was aus ihr gemacht wird, und wo sie volle Gelegenheit hat, die nur ihren Trillern und Läufern eigenthümliche Poesie zu entfalten, hier waltete ein eigenthümlicher, unabwehrbarer Zauber in ihrem Gesange. Auch in dem zweiten Concerte wirkte sie zumeist durch den Vortrag eines „norwegischen Bergliedes“, in dem sie insbesondere durch den mehrmals wiederholten Hallohruf, in der Fassung eines grossen Septimsprunges, und durch die merkwürdige Echo-Imitation berühmt ist. Sei es aber, dass ihr Organ nur in den ersten Concerten weniger disponirt war, oder dass man sich an die Eigenthümlichkeit desselben immer erst gewöhnen muss, in dem dritten Concerte fiel

mir eine Mangelhaftigkeit desselben gar nicht mehr auf, und in dem wunderbar schönen Vortrage der Arie: „Und ob die Wolke sie verhülle“, aus dem Freischütz, gewährte sie mir den reinsten, ungetrübtesten Genuss. Die eigenthümlichste Wirkung aber erreicht sie doch immer mit jener Compositions-Gattung, die an das Phantastische, Ungebunden-Naturalistische oder Marottenartige streift; denn in dem Vortrage solcher Sachen, die bei jeder anderen Sängerin zur blossen Künstelei würden, die sich bei ihr aber zu wirklich poetischer Gestaltung krystallisiren, ist sie gerade einzig und unnachahmlich. Das einfache Lied will ihr jetzt nicht mehr so gelingen, ihre Stimme scheint sich in dem engen Raume nicht mehr genug zusammenhalten zu können. Doch muss ich den schönen, zarten Vortrag des Schumann'schen Liedes „An den Sonnenschein“ und des Taubert'schen Wiegenliedes ausnehmen, bei dem auch das Gedicht von Reinick allerliebste ist. Herr Goldschmidt, ihr Gatte, bewährt sich im Ganzen als ein recht tüchtiger Pianist, wenn auch ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit, der zugleich einer achtbaren Richtung zu huldigen scheint, denn sein Programm setzte sich bisher zumeist aus Mendelssohn, Weber, S. Bach, Chopin zusammen. Das Publicum freilich, ganz durch seinen Cultus für die Gattin in Anspruch genommen, schenkt ihm nur geringe Theilnahme, und die Kritik vergleicht sein Verhältniss zu ihr nicht unpassend mit dem des Prinzen Albert zur Königin Victoria.

Stockhausen hat unter fortwährend gleicher Theilnahme des Publicums fünf Concerte gegeben. Die schönsten Erfolge hatte er mit Schubert'schen und Schumann'schen Liedern, welche beide Meister nie auf seinem Repertoire fehlten und stets von Seiten des Publicums ein begeistertes Entgegenkommen fanden. Der geehrte Verfasser jenes Artikels, welcher in Nr. 13 Ihrer Zeitschrift unter dem Titel: „Ueber Musik-Literatur“, enthalten war, muss daher unsere gegenwärtigen Verhältnisse durchaus nicht kennen und dabei das Wien im Auge gehabt haben, wie es vor Jahren wohl gewesen, denn sonst hätte er unmöglich sagen können, „die gesunde Sinnlichkeit des Wiener verabscheue Schumann,“ da doch die Geschichte des vorjährigen und diesjährigen Winters den entschiedensten Gegenbeweis liefert *).

*) Dass in dem angezogenen Artikel in Nr. 13 von der Vergangenheit in Wien die Rede ist, nicht von der Gegenwart, geht aus dem Zusammenhang und den Beziehungen des ganzen Artikels deutlich hervor. Uebrigens stimmt unser geehrter Herr Correspondent in Wien ja mit der Ansicht des Verfassers vollkommen überein, wenn er in seinem letzten Berichte aus Wien (in Nr. 12, welchen übrigens selbstredend Herr K. noch gar nicht gelesen haben konnte) sagt: „Jetzt wird aller

Heute, als am Palmsonntage, und morgen wird von der Pensions-Gesellschaft der Tonkünstler-Witwen und Waisen, „um einem lange gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen,“ Haydn's Schöpfung aufgeführt. Eben diese Gesellschaft hat, in Erwägung, dass nicht nur die Witwen und Waisen, sondern gelegentlich auch die Musiker selbst unterstützungsbedürftig sind, dieser Tage einen Aufruf zur Gründung eines Vereins ergehen lassen, durch dessen Mittel vermögenslose und erwerbsunfähig gewordene Tonkünstler für den äussersten Nothfall gedeckt werden sollen, — ein löbliches Unternehmen, dem man das beste Gedeihen wünschen muss. Das Ausmaass dieses Nothpfennigs soll auf jährlich 300 Fl. gebracht werden; der Jahresbeitrag der unterstützenden Mitglieder ist auf mindestens 6 Fl. festgestellt, wozu die gründenden Mitglieder noch ein- für allemal 10 Fl. einzahlen.

Die Kunst geht allmählich auf Ferien und zieht sich in den Kreis stillen Schaffens zurück. In dieser Woche, als der Osterwoche, sind alle Theater geschlossen, Concerte finden nicht Statt; in der nächsten aber werden die grossen Vermählungs-Feierlichkeiten die ganze Stadt beschäftigen, zu welchen indess auch die Kunst in mannigfacher Gestalt ihr Contingent stellen wird. So wird man unter Anderem der allerhöchsten Kaiserbraut ein Poeten- und ein Componisten-Album überreichen, bei welcher Gelegenheit es interessant ist, zu erfahren, dass es in Wien über 100 Dichter und 83 Componisten gibt. Welcher Segen!

B.

Londoner Briefe.

Den 8. April 1854.

Im schwarzen Meere und in der Ostsee der schrille Ton der Hochbootmanns-Pfeife, geladene Geschütze, kampflustige Matrosen — hier in London Prima Donnen, die sich zum Debut räuspern, Virtuosen, die ihre Instrumente stimmen, Kritiker, die ihre Federn spitzen — der Anfang der musicalischen Saison. Wir fürchten, sie wird diesmal nicht glänzend werden. Der englische Philister pflegt zwar mit einem gewissen Stolze zu erzählen, dass man selbst zur Zeit der grossen französischen Kriege in London sehr wenig vom Kriege spürte, dass drüben über dem Canal mit englischem Gelde gefochten wurde, die londoner Saisons jedoch so regelrecht ihren Jahres-Cursus durchmachten,

Orten von Schumann gesprochen u. s. w. — Die Welt“ (das heisst doch wohl die wiener Welt) „gibt damit nur einen neuen Beweis ihrer Trägheit und Stumpfheit.“

Die Redaction.

wie ein ehrsamer Studiosus in Oxford. Wir sehen indessen schon heute, wo es von englischer Seite noch zu keinem Schusse gekommen ist, dass der Philister eine Albernheit behauptet hat, die nicht einmal das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, wahr zu sein. Allerdings wird man den Sommer über hier die alten Pilgerfahrten in den Concertsaal und in die italiänische Oper nicht aufgeben; die Salons der feinen Welt sind Janus-Tempel und werden offen bleiben, aber man merkt es schon heute, dass die „saisonable“ Lustigkeit sich eines deutlichen Anfluges ganz richtig motivirter Düsterteit nicht erwehren kann. Es tanzt sich nicht gut, wenn Vater, Bruder oder Bräutigam in die Schlacht gezogen ist. Und kommt es erst wirklich zu einem bedeutenden Schlagen, und erscheinen erst die Todtenlisten der gefallenen Officiere in der Zeitung, dann kleidet sich die eng mit einander verschwägerte Aristokratie des Landes gar rasch in Trauer und zieht sich aus dem geschäftigen Lärm der Saison in die Einsamkeit ihrer Stadt- und Landhäuser zurück. Früher oder später muss es so kommen; darum glauben wir den Künstlern, die in diesem Sommer herüberkommen, keine reiche Aernte prophezeien zu können. Möglich, dass wir uns irren. Ein Irrthum in dieser Beziehung wäre erquicklich. Vernünftige Menschen müssen auf Alles gefasst sein, selbst aufs — Beste. Einstweilen sind die Aussichten trübe. Das hat alles der Mentschikoff gethan.

Nach dieser kassandrischen Weissagung wenden wir uns dem Berichte von Thatsachen zu. Die italiänische Oper in Coventgarden hat am 1. April begonnen. Rossini's Wilhelm Tell, der nach vielen gescheiterten Versuchen erst seit der vorigen Saison Gnade vor den Ohren des englischen Publicums gefunden hat, war zur Eröffnungs-Oper auserkoren worden und hatte ein zahlreiches, wenn auch nicht enthusiastisches Publicum angezogen. Die ungebührlich kalte Aufnahme fällt nicht den beschäftigten Künstlern, sondern der Stimmung des Hauses zur Last. Das zeigte sich am deutlichsten beim Absingen der National-Hymne, deren einzelne Strophen mit unvergleichlich grösserer Wärme als die glänzendsten Stellen der Oper aufgenommen wurden. Und doch war die Besetzung des Tell beinahe dieselbe, wie im vorigen Jahre, wo er zum ersten Male in London volle Häuser machte. Wir vermissten bloss die Castellan und Herrn Formes, der zum ersten Male nach einer längeren Reihe von Jahren dem Theater von Coventgarden untreu geworden ist; dafür hat uns das feindliche Petersburg und das neutrale Wien in Mlle. Maray eine lebenswürdige, talentvolle Prima Donna gesandt, die noch zeitig genug von Petersburg abgereis't ist, um nicht als gute Prise irgend

einem Admiraltäts-Gerichte zu verfallen. Ihre Erscheinung, ihr Spiel und ihre sanfte, schöne Stimme machten einen wohlthätigen Eindruck; ihr Debut war ein glückliches, und die gesammte Kritik weiss ihr nur den einen Vorwurf zu machen, dass sie den Rossini gar zu oft ins Maray'sche übertrug, was man aus gerechter Ehrfurcht für den Meister nicht dulden will. Da dieses jedoch der einzige und übereinstimmende Vorwurf unserer in musicalischen Dingen ziemlich strengen Kritik ist, so wird ihn Mlle. Maray künftig leicht vermeiden können. Für jetzt ist sie die Heldin der Oper; sie wird um diesen Ehrenposten bald mit älteren Berühmtheiten, der Grisi und Viardot, und mit dem grossen theuren Stern der französischen Oper, mit der Cruvelli, zu kämpfen haben.

Von fremden Künstlern von bedeutendem Rufe sind bis jetzt nur wenige angekündigt, und doch ist es schon spät in der Zeit; mit Gewissheit können wir, wie es scheint, nur auf den kölnen Männergesang-Verein, dessen Wiedererscheinen wir seinen grossen Erfolgen im vorigen Jahre und Herrn Mitchell's Unternehmungsgeist verdanken, auf Ernst und Wilhelmine Clauss rechnen.

An grossen Concert-Aufführungen hat es übrigens selbst im Winter nicht gefehlt. In *Exeter Hall* wurden fast allwöchentlich Oratorien gegeben. Daneben hat sich die Unternehmung des Herrn Hullab, Dirigenten eines Gesang-Vereins, welcher in *St. Martin's Hall* zu mässigen Eintrittspreisen ebenfalls Oratorien aufführt, emporgeschwungen. Chor und Orchester sind daselbst zahlreich und im Ganzen gut besetzt, und wenn man auch in den Solis keine Berühmtheiten hört, worauf freilich der Engländer sonst grosse Stücke hält, so geht man doch hin, weil man sich da gemüthlicher und nicht in der mannigfach beengenden aristokratischen Sphäre fühlt.

Die beiden philharmonischen Gesellschaften, die alte und die neue, sind mit ihren Concerten auch bereits in vollem Gange. Die ältere brachte in ihrem letzten (am 3. April) Spohr's Sinfonie „Die Weihe der Töne“ zur Aufführung. Dieses Werk war dem Publicum nicht neu; es ist schon dreimal in früheren Jahren gegeben worden, hat aber niemals einen glänzenden Erfolg gehabt; die in allen Dingen sehr praktischen Engländer stossen sich gleich im Anfange an „das tiefe Schweigen der Natur vor Erschaffung des Tones“, welches durch Töne ausgedrückt werden soll; und erscheint ihnen einmal etwas abgeschmackt oder lächerlich, so lassen sie auch dem Besseren, das nachfolgt, selten Gerechtigkeit widerfahren.

Ausserdem wurden von Orchestersachen in demselben Concerte noch aufgeführt Cherubini's Overture zu Anakreon, Beethoven's achte Sinfonie in *F* und Mendelssohn's Overture „Meeresstille und glückliche Fahrt“. Nehmen Sie dazu noch, dass Hallé das *G-dur*-Concert für Piano und Orchester von Beethoven vortrug, und zwar ganz vorzüglich brav und mit dem grössten Beifall (nur die Cadenz war etwas zu lang und nicht haltvoll genug), so werden Sie gestehen, dass man für sein Geld hier genug zu geniessen bekommt. Formes sang Mozart's „In diesen heiligen Hallen“ und mit Miss Birch ein Duett aus *Agnese* von Paer. Letztere sang auch noch eine Arie mit Recitativ aus Weber's „Jehovah's Preis“, welche mir ganz unbekannt war; es ist eine schwache Composition.

Das Orchester der neuen philharmonischen Gesellschaft dirigirt Lintpaintner in *St. Martin's Hall*. Auch da wurde am 5. April Beethoven's achte Sinfonie sehr präcis und geistvoll ausgeführt, ferner eine Overture von Lintpaintner und Sterndale Bennett's Najaden. Ernst spielte das Violin-Concert von Mendelssohn; Formes, die Caradori und die Sedlatzek sangen.

C. A.

Tages- und Unterhaltungs-Blatt.

Köln. Fräulein Jenny Ney hat drei Gastrollen gegeben: Valentine, Donna Anna und Norma. Wenn eine seltene Naturgabe und eine vollendete Ausbildung derselben, wenn die Vereinigung von Stimme und Technik, so dass sich jene zu nichts versagt, was diese fordert, und diese durch gründlichste Schule aus jener ein wirkliches Kunst-Organ gemacht hat, die Bedingungen sind, welche eine Sängerin auf die Höhe der Kunst stellen, so kann Jenny Ney auf den Ruhm, gegenwärtig die erste Sängerin Deutschlands zu heissen, mit Recht Anspruch machen. Wir stellen allerdings Johanna Wagner an Genialität und als Darstellerin im musicalischen Drama höher, aber als Sängerin wird sie an Umfang der natürlichen Mittel und vollends an Virtuosität von der Ney übertroffen. Dabei hat die letztere auch als Darstellerin seit ihrer Anstellung in Dresden ausserordentlich gewonnen, und in den Hugenotten wie in der Norma waren Spiel und Gesang gleich bewundernswerth.

Herr Beck trat mit ihr zugleich im Don Juan als Don Juan, in der Norma als Orovist auf, und bewährte in beiden Rollen das Urtheil, welches wir in der vorigen Nummer ausgesprochen haben. Endlich hörten wir einmal wieder einen Don Juan, der jeden Ton und jedes Wort der Partitur brachte und das mit Klang, einen Darsteller, der den Don Juan sang, nicht bloss sprach und spielte. Wie wohlthuend wirkte das weiche Metall seiner Stimme, namentlich in allen Ensemblestücken! Durch die gewissenhafteste Präcision im Vortrage trat einmal wieder die meisterhafte musicalische Charakteristik Mozart's recht ans Licht. Von dem mitwirkenden Personal unserer Bühne verdient Herr Schmidt als Leporello und Herr Kron als Ottavio rühmende Anerkennung; die Elvira hingegen hat Fräulein Marschalk früher viel befriedigender gesungen — es mochte sein, dass die erdrückende Grösse der Donna Anna sie befangen machte.

Am 2 April ward in Gotha die neue Oper des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha „Santa Chiara“, unter Direction von Franz Liszt, mit grossem Beifall zum ersten Mal aufgeführt.

Gera, 3. April. In voriger Woche hatten wir einen seltenen Kunstgenuss. Es wurde nämlich am 29. März „Die Schöpfung“ von Haydn durch den hiesigen musicalischen Verein unter Leitung des Mus.-Dir. Tschirch ausgeführt. Die Solo-Parteien waren durch geschätzte auswärtige Künstler und Dilettanten würdig vertreten. Die durch Vereinsglieder ausgeführten Chöre wurden mit Kraft, Sicherheit und Präcision zu Gehör gebracht. Wenn auch die Leistungen des aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzten Orchesters mitunter zu wünschen übrig liessen, so wusste doch der wackere Dirigent das Ganze mit Energie und Umsicht zu leiten und den günstigen Total-Eindruck bei dem sehr zahlreichen Auditorium zu erhalten. Der gedachte Verein hat das zweite Jahr seines regen Wirkens beendigt und mit der Aufführung der „Schöpfung“ sich bei der hiesigen musicalischen Welt um so grösseres Verdienst erworben, je seltener uns derartige grössere classische Werke vorgeführt werden.

Am 28. März starb in Zwickau der junge hoffnungsvolle Componist und Musiklehrer W. A. Metzler, im Alter von 22 Jahren.

Fräulein La Grua hat bei ihrer Contract-Erneuerung in Wien die bescheidene Forderung von 20,000 Gulden C.-M. jährlicher Gage auf zehn Jahre, mit zweimonatlichem Urlaub und Pensions-Berechtigung gestellt — aber nicht bewilligt erhalten.

Ueber Rubini's Begräbniss meldet die Zeitung von Bergamo folgende Einzelheiten: „Der Sarg war mit schwarzem goldgesticktem Sammt bedeckt, darüber her war die Uniform des General-Directors der kaiserlichen Gesangschule gebreitet, zu welcher Würde der Czaar den Sänger ernannt hatte. Ferner sah man die Decoration des Ernestinischen Hausordens von Sachsen, die grosse Verdienst-Medaille des russischen Andreas-Ordens mit Brillanten, die goldene Verdienst-Medaille vom Könige von Preussen, den Kranz von massivem Golde mit Diamanten — das prachtvolle Geschenk des petersburger Adels. Ueber der Thür der Kirche, wo die Exequien gefeiert wurden, las man die Inschrift: „Die Armen segnen dein Andenken, weil du den ehrenvoll erworbenen Reichthum wie ein Vater anwendetest, ihre Noth zu lindern.““

Fräulein W. Clauss ist in Paris angekommen, von wo sie nach kurzem Aufenthalt nach London gehen wird.

Ankündigungen.

Alle in dieser Musik-Zeitung besprochenen und angekündigten Musicalien etc. sind zu erhalten in der stets vollständig assortirten Musicalien-Handlung nebst Leihanstalt von BERNHARD BREUER in Köln, Hochstrasse Nr. 97.

Die Niederrheinische Musik-Zeitung

erscheint jeden Samstag in mindestens einem ganzen Bogen; allmonatlich wird ihr ein Literatur-Blatt beigegeben. — Der Abonnementspreis beträgt für das Halbjahr 2 Thlr., bei den K. preuss. Post-Anstalten 2 Thlr. 5 Sgr. Eine einzelne Nummer 4 Sgr. Einrückungs-Gebühren per Petitzeile 2 Sgr.

Briefe und Zusendungen aller Art werden unter der Adresse der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung in Köln erbeten.

(Hierbei das Literaturblatt Nr. 3.)

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. L. Bischoff in Köln.
Verleger: M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.
Drucker: M. DuMont-Schauberg in Köln, Breitstrasse 76 u. 78.